
Handbuch Literaturwissenschaft

Gegenstände – Konzepte – Institutionen

Handbuch Literaturwissenschaft

Herausgegeben von Thomas Anz

Band 1
Gegenstände und Grundbegriffe

Verlag J. B. Metzler
Stuttgart · Weimar

- Green, Melanie C./Brock, Timothy C.: The role of transportation in the persuasiveness of public narratives. In: *Journal of Personality and Social Psychology* 79. Jg., 5 (2000), 701–721.
- Green, Melanie C./Brock, Timothy C.: Persuasiveness of narratives. In: Dies. (Hg.): *Persuasion. Psychological insights and perspectives*. Thousand Oaks 2005, 117–142.
- Groebe, Norbert/Vorderer, Peter: *Leserpsychologie: Lesemotivation – Lektürewirkung*. Münster 1988.
- Hakemulder, Jemeljan: *The moral laboratory. Experiments*

examining the effects of reading literature on social perception and moral self-concept. Amsterdam/Philadelphia 2000.

- Klemenz-Belgardt, Edith: *Amerikanische Leserforschung*. Tübingen 1982.
- Prentice, Deborah A./Gerrig, Richard J.: Exploring the boundary between fiction and reality. In: Shelly Chaiken/Yaacov Trope (Hg.): *Dual-process theories in social psychology*. New York 1999, 529–546.

Margrit Schreier

7. Medialität

7.1 Sprache und Schrift

Der Versuch, das Verhältnis von Sprache und Schrift zu klären, steht – gerade auch was die Frage nach deren medialen Differenzen betrifft – vor einer Reihe großer systematischer und theoretischer Schwierigkeiten, die bis an die Wurzeln unserer Kultur reichen – eine Kultur, die sich wesentlich als Schriftkultur begreift.

Eine erste Verhältnisbestimmung von Sprache und Schrift könnte darauf hinauslaufen zu sagen: Nicht jede sprachliche Äußerung ist schriftlich, aber jede schriftliche Äußerung ist sprachlich. Der erste Teil dieser Gleichung scheint allein schon aus dem Grunde plausibel, weil jeder Mensch – darin der Menschheitsgeschichte folgend – zuerst sprechen und dann schreiben lernt. Der Spracherwerb geht dem Schrifterwerb voraus. Der zweite Teil der Gleichung rekurriert auf den Umstand, dass Schrift gemeinhin als »konservierende Form der Repräsentation von Sachverhalten, insbesondere von gesprochener Sprache« (Assmann/Assmann 2003, 393) gefasst wird. Insgesamt steht hinter dieser Gleichung die These von der Schrift als einer sekundären Sprachpraktik. Diese These beruft sich auf Aristoteles, dessen Verhältnisbestimmung von mündlicher und schriftlicher Sprache in *Peri Hermeneias* lange Zeit so ausgelegt wurde, dass Schrift als Sekundärphänomen zu gelten habe, da »die geschriebenen Worte« von Aristoteles als »Zeichen von gesprochenen Worten« bestimmt werden.¹

Allerdings lässt sich feststellen, dass im Verlauf der intensiven Auseinandersetzung mit dem Charakter von Schrift und Schriftlichkeit, unter anderem im Kontext dekonstruktivistischer Ansätze (vgl. Derrida 1983, 16–35), zunehmend auch die umgekehrte Auffassung der eingangs angeführten Doppelgleichung vertreten wird. Danach gilt: Nicht jede schriftliche Äußerung ist sprachlich, aber jede sprachliche Äußerung hat in einem gewissen Sinne immer auch Schriftcharakter. Unter welchen Umständen diese zweite Doppelgleichung plausibel ist, die von der Andersartigkeit wie von der Ebenbürtigkeit mündlicher und schriftlicher Sprachäußerungen ausgeht, wird im Folgenden zu klären sein.

Beginnen wir mit der grundlegenden Frage: Was ist Sprache? Auf diese Frage gibt es eine Vielzahl unterschiedlicher Antworten. Allerdings ist man sich weitgehend darüber einig, dass Sprache als Kommunikationsmittel fungiert, mit dem über Sachverhalte gesprochen, Ansichten ausgedrückt und Anweisungen gegeben werden können (vgl. Böhlers »Organon-Modell« in Bühler 1982, 28) – womit aber nicht gesagt sein soll, dass sich die Funktion von Kommunikation in der Vermittlung respektive Übermittlung sprachlich kodierter Bedeutung erschöpft. Der Ausdruck »Kommunikationsmittel« impliziert neben dem Werkzeugcharakter von Sprache auch den Aspekt der Vermittlung, also die im weitesten Sinne des Wortes mediale Verfasstheit von Sprache. Sprache ist dazu da, einen Zwischenraum zwischen Sender und Empfänger zu überbrücken. In der Art der Überbrückung offenbart sich der medialer Charakter von Sprache,

¹ Aristoteles: *Organon*. Teil 2: Kategorien, Hermeneutik oder Lehre vom Urteil. Übers. und erläutert von Julius Hermann von Kirchmann, Leipzig 1876, 56.

aber auch die mediale Differenz zwischen unterschiedlichen sprachlichen Verkörperungsformen. So überbrücken Schallwellen als phonisches Medium das kommunikative Dazwischen grundsätzlich anders als Schriftzeichen, die den Charakter eines grafischen Mediums haben. Drei wichtige Aspekte zur Bestimmung medialer Differenzen sind (1) die raum-zeitliche Verortung der Kommunikationssituation (Frage der Synchronie respektive Asynchronie), (2) die Ablösbarkeit der Kommunikationsmittel von ihrem Sender (Frage der Distanz, der Abwesenheit und der Übertragungsbedingungen) sowie (3) die Wahrnehmungsbedingung der Kommunikationsmittel (Frage der akustischen respektive optischen Verkörperungsformen).

Hier kommt neben dem funktionalen Medienbegriff, wie er mit dem Ausdruck »Kommunikationsmittel« impliziert wird, auch ein phänomenologischer respektive materialer Medienbegriff ins Spiel. Die Schallwellen haben als phonisches Medium eine bestimmte tonale Qualität: Diese betrifft die Prosodie, die Geschwindigkeit, die Lautstärke des Gesprochenen, aber natürlich auch die Stimme des Sprechers. Möglicherweise kann man gar nicht verstehen, was der Sprecher sagt, weil er einen Dialekt oder eine fremde Sprache spricht. In diesem Fall hat die Sprache für den Empfänger zwar keine Funktion als semantisches Kommunikationsmittel, weil mit Hilfe der Sprache nur dann semantische Bedeutung übermittelt werden kann, wenn beide Kommunikationsteilnehmer in der Lage sind, den Äußerungen Bedeutung zuzuweisen, aber selbst eine unverständliche Äußerung kann für den Empfänger eine semiotische Bedeutung haben. So kann zum Beispiel allein der Klang französischer Sprachlaute zum konnotativen Zeichen für »französische Lebensart« werden. Gleiches gilt für Äußerungen im grafischen Medium: Man kann Schrift auch ohne Bezug zu der sprachlichen Bedeutung, die sie repräsentiert, als ikonisches oder indexikalisches Zeichen interpretieren. Das macht etwa der Grafologe, der von der Handschrift auf den Charakter des Schreibers schließt, oder der Grafiker, der um die emotionalen Effekte weiß, die bestimmte Typografien auslösen – so konnotieren »Sans-Serifen«-Schrifttypen (z. B. Arial) zwar Modernität, sind aber weniger lesefreundlich als Schrifttypen mit Serifen (z. B. Times Roman). Aber auch die Wortgröße, die

Schriftfarbe, der Zeilenabstand, die Satzart tragen maßgeblich zum Erscheinungsbild der Schrift bei (vgl. Morison 1948 sowie Wehde 2000).

Äußerlichkeiten der Schrift

Sobald man die Aufmerksamkeit auf die »Ikonik der Buchstaben« (Lachmann 1997, 455) respektive die »Ikonik der Syntax« (Jakobson 1988, 87) des Textes lenkt, wie es zum Beispiel beim »Lettrismus« der Fall ist, wird das Schriftbild als eine Art von Bild interpretiert. So kann etwa arabische Schrift nicht nur als Kommunikationsmittel verwendet werden, sondern auch als »Arabeske« eine ornamentale Funktion erhalten. Generell ist es immer möglich, Schrift zu kopieren, ohne den Code der Bedeutungsweisung zu kennen. So kopierten Mönche im Mittelalter auch Manuskripte, die in Schriften verfasst waren, die sie nicht kannten. Dieses Thema wird in E.T.A. Hoffmanns *Der goldene Topfer* zählend verarbeitet, wo der Protagonist Anselmus unverständliche orientalische Schriftzeichen abschreibt respektive »nachmalt«.

Das Oszillieren zwischen Schreiben und Malen ist für alle Verfahren der Kalligrafie typisch, die sich mehr um die Äußerlichkeit des gelungenen Schriftzuges als um die gelingende Vermittlung von Bedeutung kümmert. Im Kontext der Kalligrafie – und der Grafologie – kommt Schrift in erster Linie als »Konfiguration graphischer Merkmale« in den Blick (Coulmas 1982, 135). Damit stellt sich aber auch die Frage nach dem Verhältnis zwischen der »notationalen Ikonizität« des Schriftbildes und der »pikturalen Ikonizität« (Krämer 2005, 29) ideografischer respektive logografischer Systeme der Bedeutungszuweisung, die auf der impliziten Vermutung gründet, dass das Medium Schrift eine Bedeutung haben kann, die über das Verkörpern von sprachlich codierter Bedeutung hinausgeht.

Auch wenn die Materialität der Medien zumeist im Dienst der sprachlichen Kommunikationsfunktion steht, gibt es eine Reihe von Phänomenen, bei denen die Materialität grafischer und phonischer Medien relativ unabhängig von der Funktion der Sprache als semantisches Kommunikationsmittel ist. Das heißt, die Materialität der Medien kann eine semiotische Bedeutung implizieren, die die se-

mantische Bedeutung einer Aussage entweder verstärkt (etwa wenn man das Wort »grün« in grüner Farbe schreibt) oder aber in Widerspruch zur semantischen Bedeutung der Aussage steht. Dies ist etwa bei ironischen Äußerungen der Fall, bei denen die Intonation Zweifel daran weckt, dass der Sprecher seine Äußerung ernst gemeint hat. Diese relative Eigenständigkeit der Materialität der Medien sollte freilich nicht den Blick darauf verstellen, dass phonische und grafische Phänomene überhaupt erst dadurch zu Medien werden, dass man ihnen eine Funktion als semantisches oder semiotisches Kommunikationsmittel zuweist (vgl. Coulmas 1982, 136).

Dabei lässt sich mit Blick auf das Verhältnis von phonischen und grafischen Medien ein wichtiger Unterschied ausmachen: Mündliche Sprache als Verkörperungsform im phonischen Medium ist durch einen engeren Bezug zum menschlichen Körper ausgezeichnet als die schriftliche Sprache. Dies liegt daran, dass der Akt der Verkörperung mündlicher Äußerungen ursprünglich im Körper des Sprechers stattfindet – einfach aus dem Grund, weil die »Sprechwerkzeuge«, also die Organe der Stimmbildung und der Artikulation, »von Natur aus« im Körper des Sprechers vorhanden sind.

Schrift setzt dagegen »künstliche« Werkzeuge voraus, die außerhalb des Körpers liegen: etwa der Stilus als mediale Extension der Hand oder die Wachstafel als sichtbares Material der Verkörperung von Schriftspuren. Demgemäß ist der Akt des Schreibens, die »Scription«, wie Roland Barthes es nennt (Barthes 1994, 1535), immer auch ein »Akt der Exkarnation« (Assmann 1993, 136), der eine Medientechnik voraussetzt. Die so verstandene »Äußerlichkeit der Schrift« verdankt sich dem Umstand, dass grafische Zeichen auch ohne anhaltenden Bezug zu dem Körper, der sie hervorgebracht hat, dauerhaft wahrnehmbar bleiben. Dabei findet der Akt der Verkörperung von Schrift nicht nur außerhalb des Körpers (vermittelt durch die schreibende Hand) statt, sondern das Geschriebene ist von der Handlung, durch die es hervorgebracht wurde (nämlich die exkarnative Geste der »Scription«) ablösbar. Während bei der Handschrift, vermittelt über die Schreibhand, immerhin noch ein Bezug zum menschlichen Körper besteht, erscheint die Druckschrift als Abstraktionsform, die auf-

grund ihrer technischen Reproduzierbarkeit jeden Bezug zum menschlichen Körper verloren hat und an seine Stelle den typografischen Schriftkörper treten lässt.

Im Gegensatz dazu war die Stimme als Medium mündlicher Sprachäußerungen lange Zeit ohne den menschlichen Körper nicht denkbar – erst mit Hilfe von Aufzeichnungsapparaten wie dem Phonographen wurde es möglich, die Stimme vom lebendigen Körper zu trennen und als akustisches Phänomen zu speichern (vgl. Kittler 1986, 3). Hier ist zu fragen, inwiefern akustische Aufzeichnungstechniken einen quasi-schriftlichen Charakter haben. Dies ist dann der Fall, wenn man davon ausgeht, dass bei jeder Form der Aufzeichnung wesentliche Aspekte des Schriftprinzips zur Anwendung kommen: Nach Goody besteht die Funktion der Schrift darin, dass sie der Sprache »mit einem System sichtbarer Zeichen« ein »materielles Korrelat« gibt. In dieser materiellen Form »kann Sprache über räumliche Entfernungen übermittelt und durch die Zeit hindurch bewahrt werden« (Goody u. a. 1986, 26). Das heißt: Schriftliche Verkörperungsformen im grafischen Medium dienen gleichermaßen der Überbrückung des Zwischenraums zwischen Sender und Empfänger als auch der Speicherung des schriftlich Fixierten zum Zwecke der Übermittlung. Dabei meint Zwischenraum hier nicht mehr nur eine räumliche, sondern auch eine zeitliche Distanz. Schrift entbindet also die Kommunikationsteilnehmer von der Notwendigkeit, am gleichen Ort und zur gleichen Zeit körperlich anwesend zu sein: Sie ist ein Medium, das eine asynchrone Kommunikation erlaubt. Zugespielt formuliert könnte man sagen: Schrift ist als Medium der dauerhaften Speicherung ein »Medium der Zukunft«, da sie auch dann noch funktioniert, wenn ihr Sender und ihr Empfänger bereits gestorben sind (vgl. Derrida 2001, 24).

Zugleich impliziert Schriftlichkeit, dass Sprache als konkretes Äußerungsereignis wiederholbar, »itierbar« ist, und zwar zum einen in dem Sinne, dass ein aufgezeichnetes Äußerungsereignis als eben dieses Äußerungsereignis immer wieder »vorgezeigt« werden kann, wie man es etwa bei einer Originalurkunde macht, die vom Notar authentifiziert wurde. Zum anderen ist Schrift aber auch in dem Sinne wiederholbar, dass man sie wörtlich, genauer

gesagt buchstabengetreu zitieren und so in neue Kontexte manövrieren kann. Eben dies besagt Derridas These von der »wesentlichen Iterierbarkeit« der Schrift, wonach die Möglichkeit der Kommunikation an die Möglichkeit gekoppelt wird, ein schriftliches Syntagma aus der Verkettung, in der es gegeben oder eingefasst ist, herauszulösen und es in andere Ketten »einzuschreiben« oder es ihnen »aufzupropfen« (Derrida 2001, 27; vgl. auch Wirth 2007).

Da man das Prinzip der Wiederholbarkeit auch in oralen Kulturen antrifft, etwa in Form der Rezipitation mündlich tradierter und auswendig gelernter Gesänge, kann man nun entweder im Anschluss an Derrida argumentieren, dass alle sprachlichen Äußerungen immer auch am Schriftprinzip teilhaben, das heißt, dass der Begriff »Schrift« gleichbedeutend mit Sprache wird. Oder man konzidiert, dass alle sprachlichen Äußerungen wiederholbar sein müssen, um als Kommunikationsmittel zu fungieren, dass also mündliche und schriftliche Äußerungen in diesem Punkt der gleichen Dynamik unterworfen sind. Freilich muss zur Iterierbarkeit auch noch die Speicherbarkeit (respektive Archivierbarkeit) hinzukommen, um etwas als Aufzeichnung aufzufassen. Schrift wäre demnach als archivierbares Kommunikationsmittel zu bestimmen. Das würde aber bedeuten, dass man auch akustische phonografische und optische fotografische Aufzeichnungen (einschließlich der Fotokopie) als mediale Verkörperungsformen fassen muss, die dem Schriftprinzip gehorchen. Zu fragen bleibt, ob nicht letztlich bei beiden Argumentationen »Schrift« in einfache Anführungszeichen zu setzen ist.

Schrift als Konzept, System und Technik

Eine alternative Verhältnisbestimmung von mündlichen und schriftlichen Sprachäußerungen ist im Anschluss an den linguistischen Ansatz von Koch und Oesterreicher möglich, denen zufolge sich die Unterscheidung zwischen Mündlichkeit und Schriftlichkeit sowohl auf die medialen Realisationsformen sprachlicher Äußerungen als auch auf die Konzeption der Äußerung beziehen kann. Bei den medialen Aspekten von sprachlichen Realisationsformen ist »mündlich« mit »phonisch« und

»schriftlich« mit »grafisch« gleichzusetzen. Die konzeptionellen Aspekte betreffen dagegen die Form der sprachlichen Organisation, insbesondere die Grade der Elaboriertheit, die im Spannungsfeld von Umgangssprache und Schriftsprache zu beobachten sind (vgl. Koch/Oesterreicher 1994, 587). Während unter den Vorzeichen einer medialen Betrachtungsweise die Begriffe mündlich/schriftlich dichotomisch zu verstehen sind, bezeichnen sie unter einem konzeptionellen Gesichtspunkt »die Endpunkte eines Kontinuums« (ebd.). Mit anderen Worten: Es gibt graduelle Übergangsformen ebenso wie gegenläufige Kombinationen. So zeichnet sich etwa ein Privatbrief, obwohl er im grafischen Medium verkörpert ist, durch ein hohes Maß an »konzeptioneller »Mündlichkeit« aus (ebd.). Der Brief soll, wie Gellert schreibt, den guten Dialog nachahmen, er vertritt »die Stelle eines Gesprächs« (Gellert 1989, 111).

Was sich mit der linguistischen Unterscheidung von medialen und konzeptionellen Aspekten sprachlicher Äußerungen allerdings nicht erklären lässt, sind die Implikationen von Schriftlichkeit, verstanden als allgemeines mediales Konzept der Aufzeichnung. In gewisser Hinsicht nivellieren nämlich die technischen Möglichkeiten der Aufzeichnung von mündlichen (phonischen) Äußerungen im Rahmen phonographischer Apparate die von Koch und Oesterreicher eingeführte Dichotomie zwischen phonischen und grafischen Realisationsformen. Positiv gewendet: Es gibt offensichtlich eine Zwischenebene, die man als Ebene der »Medienkonzepte« bezeichnen könnte, die zwischen den medialen Realisationsformen und den konzeptionellen Organisationsformen von sprachlichen Äußerungen vermittelt. In dieser Zwischenebene der »Medienkonzepte« wird die Frage nach dem medialen Charakter sprachlicher Äußerungen unter gesellschaftlichen, technischen, poetologischen und epistemologischen Vorzeichen gestellt.

Mit Blick auf die medialen Verkörperungsformen von mündlichen und schriftlichen Sprachäußerungen ist der Umstand von Interesse, dass es eine größere Ausdifferenzierung bei den schriftlichen als bei den mündlichen Techniken der Verkörperung von Sprache gab – bis in die Zeit um 1900, wo beide durch die Aufzeichnungstechniken

der Phonographie und Fotografie Konkurrenz bekommen. Bevor die Möglichkeit der Phonographie bestand, konnte mündliche Sprache entweder rezipiert, das heißt performativ durch den Körper des Sprechers in Szene gesetzt, oder aber in Form konzeptioneller Mündlichkeit im Medium der Schrift (in einigen Fällen auch im Medium der Malerei) wiedergegeben werden. Für die mediale Realisierung von Schrift wurde dagegen im Laufe der Jahrtausende eine Vielzahl von unterschiedlichen Techniken und Systemen entwickelt. Bei den Schrifttechniken differierten sowohl die Werkzeuge, mit denen geschrieben wurde, als auch die Materialien, auf die geschrieben wurde. Um nur einige zu nennen: der Stilis, mit dem etwas in Ton oder in Wachs eingeritzt wurde; der Meißel für das Einschreiben in steinerne Monumente, die Feder, mit der Tinte oder Tusche auf eine Papyrusrolle, eine Tierhaut (Pergament) oder ein Blatt Papier aufgetragen wird; die Druckpresse, mit der das immer gleiche Schriftbild reproduziert werden kann; der Computer, in dem Schrift als digitaler Datensatz gespeichert wird.

Die Vielzahl schriftlicher Verkörperungsformen verdankt sich aber auch der Herausbildung unterschiedlicher bildlicher und symbolischer Schriftsysteme. Als die wichtigsten können gelten: die ideografische Bilderschrift (Teile der chinesischen Schriftzeichen), die Silbenschrift (etwa die babylonisch-assyrische Keilschrift), die Konsonantenschrift (das Hebräische, das Arabische, das Phönizische) und schließlich die vollalphabetische Schrift, wie sie sich in Griechenland zwischen dem 7. und dem 5. Jh. v.Chr. aus dem Phönizischen herausbildete und sich – mit einigen Variationen, die das Lateinische brachte – bis heute in der westlichen Welt gehalten hat (vgl. Haarmann 1991, 278 f.).

Der Unterschied bei den verschiedenen Schriftsystemen besteht in ihrer Ökonomie und ihrer Fähigkeit, andere Sprachen darzustellen. Während bei einer Bilderschrift – zumindest ursprünglich – gilt: Ein Zeichen steht für eine Sache, was es bei der ideografischen Schrift nötig macht, mehrere tausend Zeichen zu beherrschen, um behaupten zu dürfen, dass man »schreiben kann«, sind es bei der vollalphabetischen phonetischen Schrift der Griechen gerade einmal 24 Schriftzeichen, die man kennen muss. Das heißt, mit einem sehr kleinen Repertoire

an Buchstabenzeichen lassen sich durch Kombination alle Worte einer Sprache darstellen. Dies liegt daran, dass sich das vollalphabetische Schriftsystem gerade nicht mehr wie die ideografischen Schriftsysteme direkt auf die bezeichnete Vorstellung bezieht. Vielmehr werden die Sprachlaute dargestellt, die sich auf das Bezeichnete beziehen. Die Vorteile dieses »phonozentrischen« Abbildungsverhältnisses (Derrida 1983, 26) liegen auf der Hand: Neben der leichten Lernbarkeit eröffnet die vollalphabetische Schrift die Möglichkeit, mit der Einführung von eindeutigen Zeichen für alle Vokale eine schriftsprachliche Phonographie zu entwickeln, durch die sich auch die Worte anderer Sprachen auf flexible Weise als phonetische Umschrift in der eigenen Sprache abbilden lassen.

Probleme einer Typologie der Schrift

Das grundsätzliche Problem aller bisherigen Versuche, eine Geschichte der Schrift zu verfassen, besteht darin, dass unklar ist, welche Relevanz man den Aspekten Schreibtechnik, Schriftsystem und Schriftfunktion bei der Entstehung und der Veränderung von Schriftkulturen beimessen soll. Dass es Interdependenzen zwischen diesen drei Aspekten gibt, scheint unbestritten. Problematisch wird es jedoch, wenn einer dieser drei Aspekte auf Kosten der anderen in den Vordergrund gerückt wird, wenn man etwa die Geschichte der Schreibtechniken zum alleinigen Bezugspunkt einer Untersuchung von Schriftkulturen macht. Auch gegen die Gleichsetzung von Schriftsystem und Schriftkultur gibt es Einwände, insbesondere deshalb, weil in mehreren Kulturen verschiedene Schriftsysteme nebeneinander existieren, die für unterschiedliche Zwecke eingesetzt werden (vgl. Assmann 1992, 264 ff): Als Beispiel ist das Nebeneinander von komplexer, hieratischer Schrift, die vorwiegend in sakralen Zusammenhängen gebraucht wird, und einfacher, demotischer Schrift für den Alltagsgebrauch zu nennen (vgl. Stein 2006, 42).

Daher erscheint es sinnvoll, Schriftkulturen als interagierendes und interferierendes Zusammenwirken von Schreibtechniken, Schriftsystemen und Schriftfunktionen zu betrachten. Die Schriftfunktionen umfassen dabei sowohl die kulturgeschicht-

lich determinierte Ritual- und Kommunikationsfunktion als auch die mediengeschichtlich bedingte Speicher- und Übertragungsfunktion der Schrift. Hier kann man zunächst drei Bereiche unterscheiden (vgl. Goody u. a. 1986, 54):

1. Schrift als zeitloses Medium fürs Magische und Metaphysische, das heißt als Kommunikationsmittel für den Kontakt mit den Göttern, wie es in heiligen Texten und Amuletten zum Ausdruck kommt. Dies betrifft auch die Mythen der Schrift selbst. So gibt es in fast allen Schriftkulturen einen Mythos, wonach die Schrift ein göttliches Geschenk ist.

2. Schrift als Medium der Zukunft, das heißt als archivierbares Kommunikationsmittel, um der Nachwelt – für den künftigen Gebrauch – Wissen zu tradieren. Hierzu zählen die Kodifizierung des Rechts, die Formulierung heiliger Traditionen, die Geschichtsschreibung sowie andere gelehrte Zwecke. Als Medium der Zukunft hat der Schriftgebrauch immer auch eine machtpolitische, herrschaftssichernde Komponente. Sobald man das Geschriebene als Verfügung versteht, das heißt, wenn man der Schrift eine »illokutionäre Funktion«² zuerkennt, wirkt sie – man denke nur an eine testamentarische Verfügung – als Direktive in die Zukunft hinein.

3. Schrift als »Medium der Gegenwart«, nämlich als unmittelbares direktives Mittel der Kommunikation und der Administration, etwa um Vorschriften buchstäblich fixieren und damit ihre Umsetzung kontrollieren zu können. Dies gilt besonders für staatliche Erlasse und öffentliche Bekanntmachungen. Doch auch Briefe sind schriftliche Medien der Gegenwart – genau wie jene Texte, die zur Ausbildung von Schreibern dienen. Gleiches lässt sich von der Schrift der Händler und Handwerker sagen, also der nützlichen Alltagsschrift.

In den Grenzgebieten zwischen dem ersten und dem zweiten sowie dem zweiten und dem dritten Bereich kommt es zu funktionalen Interferenzen.

Darüber hinaus gibt es aber noch zwei weitere Formen des Gebrauchs von Schrift, die sich nicht in dieses dreigliedrige Schema fügen. Der erste Bereich sind Zahlen und alle Formen von logischen und diakritischen Zeichen, die nicht primär der

Verkörperung von Sprache, sondern der Darstellung von Operationen dienen. Die Zahl ist seit alters her sowohl schriftliches Medium fürs Metaphysische (sei es nun im Sinne der Astrologie oder der abstrakten Mathematik) als auch fürs Konkret-Merkantile. Das heißt, die Zahl eröffnet einen Raum der Schrift, der vom Heiligsten zum Profansten reicht. Zugleich entsteht mit der logisch-mathematischen Schrift aber auch ein besonderer Operationsraum, in dem die Schrift nicht mehr der Darstellung von Sprachlauten, sondern der Manipulation von anderen Schriftzeichen – etwa bei Addition, Subtraktion, Multiplikation – dient (vgl. Krämer 2005, 31). Dies wird beim Computer deutlich, der logisch-mathematische Operationsbefehle auf einen binären Code anwendet: Hierbei handelt es sich um einen Code, der aus zwei elektrischen Zuständen – »An« und »Aus« – besteht, die schriftlich als 1 und 0 dargestellt werden.

Der zweite Bereich des Schriftgebrauchs, der sich ebenfalls auf alle drei oben genannten Ebenen beziehen lässt, ist der Bereich, in dem die Schrift als Metapher fungiert. Etwa, wenn vom »Buch der Natur« oder der »Seelenschrift« die Rede ist: eine Metapher, die sich in Platons Dialog *Phaidros* ebenso findet wie im Brief des Paulus an die Korinther oder in Freuds »Notiz über den »Wunderblock«.³

Fünf Episoden aus der Geschichte der Schrift

Eine historische Betrachtung von Schriftkulturen muss die genannten fünf Schriftfunktionen im Wechselspiel mit den jeweils angewandten Schreibtechniken und Schriftsystemen untersuchen. Dabei lassen sich fünf markante historische Interferenzpunkte ausmachen.

1. Der erste Punkt betrifft die Bestimmung der Funktionsmöglichkeiten des Schriftgebrauchs im Verhältnis zur mündlichen Rede. Eben darum geht es in der berühmten Passage aus Platons *Phaidros*, in der Sokrates den Mythos des ägyptischen Gottes Theuth erzählt, der »zuerst Zahl und Rechnung«,

dann »die Meßkunst und Sternenkunde«, ferner das »Brett- und Würfelspiel« und schließlich »auch die Buchstaben« erfindet (Platon 274d). Während Theuth die Schrift als »Mittel für Erinnerung und Weisheit« anpreist, wendet der ägyptische König Thamus ein, diese Erfindung werde den Seelen der Lernenden »Vergessen einflößen aus Vernachlässigung der Erinnerung, weil sie im Vertrauen auf die Schrift sich nur von außen vermittelt fremder Zeichen, nicht aber innerlich sich selbst und unmittelbar erinnern werden« (ebd., 275a). Die Skepsis gegen die Schrift, die hier zum Ausdruck kommt, betrifft in erster Linie ihre Funktion als philosophisches Kommunikationsmittel. Sokrates bestreitet, dass die Schrift ein Medium der Weisheit sein könne, denn die geschriebenen Reden dienen »nur demjenigen zur Erinnerung, der schon das weiß, worüber sie geschrieben sind« (ebd., 275d). Während der mündlich geführte Dialog Rückfragen zulässt und dadurch die Möglichkeit eröffnet, das Gesagte zu verstehen, bezeichnen die Schriften »doch nur stets ein und dasselbe« (ebd., 275e). Das heißt: Eben das, was Schrift ausmacht – nämlich ein Speichermedium zu sein, mit dem sich Rede »verdauern« lässt – verhindert, dass die Schrift ein Medium ist, mit dem Wissen lebendig vermittelt werden kann, da sie unveränderlich bleibt und nur das wiederholt, was man schon weiß.

Platons Schriftkritik ist indes nicht als generelle Ablehnung der Schrift zu verstehen (was auch ein Paradoxon wäre, da seine Dialoge ja Zeugnisse einer geschriebenen Oralität sind), sondern als Kritik an einer Überschätzung der Schrift in ihrer Funktion als Wissensträger. In diesem Zusammenhang fällt zunächst einmal auf, dass die Schriftkritik im Rahmen eines mythologischen Narrativs von der Erfindung der Schrift erfolgt. Dass dabei ein ägyptischer Gott als Erfinder der Schrift eingeführt wird, ist auch deshalb von Interesse, weil die griechische Schriftkultur gerade keinen eigenen Mythos kennt, wonach die Schrift ein göttliches Geschenk ist. Folglich muss Sokrates hier einen fremden Schriftmythos zitieren, der sich allerdings mit der Besonderheit der eigenen Schriftkultur vermischt: Der ägyptische Gott Theuth tritt nicht etwa als Stifter einer hieroglyphischen Bilderschrift, sondern als Erfinder einer demotischen Buchstabenschrift auf. Darüber hinaus erscheint aber auch der

Umstand bemerkenswert, dass es neben der Schrift »von außen«, die sich fremder Zeichen bedient, eine Schrift »von innen« gibt, nämlich die, die im Zuge eines philosophischen mündlichen Dialogs »mit Einsicht geschrieben wird in des Lernenden Seele« (ebd., 276a).

2. Die analoge Figur der verinnerlichten Seelenschrift begegnet uns im Neuen Testament im zweiten Brief des Paulus an die Korinther, wo es heißt: »Ihr seid unser Brief, in unser Herz geschrieben, der erkannt und gelesen wird von allen Menschen« – ein Brief, »geschrieben nicht mit Tinte, sondern mit dem Geist des lebendigen Gottes, nicht in steinerne Tafeln, sondern in fleischerne Tafeln des Herzens« (2. Korinther 3, 1–3). In dieser Passage kommt ein Schriftverständnis zum (metaphorischen) Ausdruck, das die Schrift nicht mehr als äußerliche, exkarnative Geste begreift, sondern als verinnerlichte Inkarnation des lebendigen Wortes Gottes. Im christlichen Schriftverständnis kann man ein eigentümliches Nebeneinander von gesprochenem und geschriebenem Wort beobachten, das sich sowohl aus dem griechischen als auch aus dem jüdischen Schriftverständnis herleitet. Im Judentum gibt es ein Nebeneinander von schriftlicher und mündlicher Torah, das bereits in der Urszene der jüdisch-christlichen Tradition angelegt ist: Moses erhält von Gott zum einen die geschriebenen »Tafeln des Gesetzes« mit den zehn Geboten (2. Mose 31, 18), zum anderen wird er von Gott 40 Tage lang mündlich unterwiesen, wie die Israeliten dem Gesetz folgen sollen. Diese detaillierte Unterweisung teilt Moses den Israeliten dann zunächst mündlich mit, schreibt sie aber auch auf und stiftet so die Tradition sowohl der schriftlichen als auch der mündlichen Torah. Das geschriebene Wort fungiert hierbei als Merkzeichen, das einer ausführlichen mündlichen Kommentierung und Auslegung bedarf. Diese Auslegungsbedürftigkeit ist auch eine Folge davon, dass das Hebräische als Konsonantenschrift dem Leser einen relativ großen Interpretationsspielraum lässt, da häufig nicht klar ist, welcher Vokal eingesetzt werden soll. Die Aufgabe von Priestern und Schriftgelehrten besteht u. a. darin, die Unsicherheiten, die die unterschiedlichen Auslegungsmöglichkeiten der Torah hervorgerufen, zu handhaben. Dies geschieht – wie bei der Auslegung heiliger Schriften allgemein üblich – un-

2 John Searle: *Ausdruck und Bedeutung*. Frankfurt a. M. 1982, 18.

3 Sigmund Freud: Notiz über den »Wunderblock« [1925]. In: Ders.: *Gesammelte Werke*. Hg. von Anna Freud. Bd. XIV. Frankfurt a. M. 1999, 1–8.

ter Berufung auf eine von Gott herrührende Autorität, die sich unter anderem in der Inspiriertheit durch den Geist Gottes äußert.

Im Neuen Testament wird das Nebeneinander von gesprochenem und geschriebenem Wort durch ein Konzept der Interferenz verstärkt, das gleichermaßen auf das Wirken des göttlichen Wortes und auf die Auslegungspraxis bezogen wird. Die Heilige Schrift ist der Speicher für das lebendige Wort Gottes, das zwar als *viva voce* mündlichen Charakter hat, als unveränderliches, alle Zeiten überdauerndes Wort aber auch in einem emphatischen Sinne Schrift ist. Das grundlegende Paradoxon der christlichen Schriftkonzeption besteht darin, dass die Schrift zum einen als »toter Buchstabe« der äußerlichen Gesetzesschrift erscheint und zugleich der Träger des lebendigen Wortes Gottes ist.

Bei Luther erhält die Interferenz von mündlicher und schriftlicher Verkündigung des göttlichen Wortes eine neue Qualität. Beim Studium der heiligen Schrift vernimmt der Gläubige den Anruf des lebendigen Gottes. Das auf der *Maxime sola scriptura* fußende christliche »Schriftprinzip« ermöglicht in der Auslegung Luthers einen Dialog mit Gott, der – anders als der philosophische Dialog bei Platon – schriftinduziert ist. Dabei bleibt das Wort Gottes in einem doppelten Sinne geschriebene Oralität: Zum einen verkörpert die Heilige Schrift die Stimme Gottes, zum anderen orientiert sich Luther bei seiner Übersetzung der hebräischen und griechischen Texte des Alten und Neuen Testaments ins Deutsche an der gesprochenen Volkssprache seiner Zeit. Darüber hinaus bedient er sich bei der Verbreitung der heiligen Schrift der neuen Medientechnik des Buchdrucks, den er in seinen Tischreden als »Geschenk Gottes« (zit. n. Giesecke 1994, 162) bezeichnet. Hier wird nicht mehr nur ein Schriftsystem, sondern auch eine Schreibtechnik als göttliche Gabe aufgefasst, die zugleich die Umsetzung des Missionsbefehls und eines Kerngedanken von Luthers Reformbestreben gewährleisten soll: Mit Hilfe des Buchdrucks lässt sich nicht nur das Wort Gottes auf der ganzen Erde und in allen Sprachen verbreiten, sondern die Verkörperung der heiligen Schrift im typografischen Medium Buchdruck ermöglicht allen Gläubigen den »neuen Zugang des »Selbstlesens«« (ebd., 161).

Glaukt man Morison und Giesecke, dann ist der

Buchdruck als »armer Verwandter des Schreibens« (Morison 1948, 5) zunächst nur eine avancierte Technik der Kalligrafie (vgl. Giesecke 1994, 140). Die Typografie – eine Technologie, deren offensichtlichster Effekt eine *nova ars scribendi* ist, mit der sich die Buchstabenschrift vereinheitlichen lässt, weil die individuelle Geste der Skription durch ein überindividuelles System normierter Typen ersetzt wird – moduliert das Prinzip der Iterabilität in das Prinzip der technischen Reproduzierbarkeit von Schrift. Gleichsam als Nebeneffekt der ästhetischen Vereinheitlichung des Schriftbildes ermöglicht die Druckschrift damit ein massenhaftes Herstellen von Büchern – etwa der Bibel. Dadurch gerät die Medientechnik in den Dienst einer Reformtheologie, die möglichst vielen einen direkten Zugang zur heiligen Schrift eröffnen will und zugleich die Autorität der kirchlichen Schriftgelehrten als Instanz der mündlichen Vermittlung und Auslegung der heiligen Schrift angreift. Nach Luther ist jeder Gläubige allein in der Lage, das geschriebene Wort Gottes zu verstehen, auch wenn er dabei – hier zeigt sich ein interessanter Anknüpfungspunkt zwischen christlicher Theologie und Platons Behauptung, die Schrift bedürfe »immer ihres Vaters Hilfe« (Platon 275e) – den Beistand des heiligen Geistes braucht.

3. Die Briefpoetik des 18. Jh.s rekurriert sowohl auf eine säkularisierte Form der Herzensschrift als auch auf eine modularisierte Form der geschriebenen Oralität, die durch ein Medienkonzept gerahmt wird, das im Spannungsfeld von Hand- und Druckschrift steht. Nach Gellert ist der Brief nicht einfach nur das Substitut eines Gesprächs, sondern eine Nachbildung davon (vgl. Gellert 1989, 111), sodass die Briefkommunikation eine schriftliche Mimesis der mündlichen Sprechweise erfordert. Die Interferenz von medialer Schriftlichkeit und konzeptioneller Mündlichkeit kommt in einer Formulierung Gottscheds zum Ausdruck, der den Brief als »geschriebene Anrede an einen Abwesenden«⁴ fasst, der keine »künstliche Disposition« zu-

4 Johann Christoph Gottsched: Versuch einer Critischen Dichtkunst vor die Deutschen [1751]. In: Horst Steinmetz (Hg.): *Schriften zur Literatur*. Stuttgart 1989, 12–196, Zit. 145.

grunde liegt, sondern eine »natürliche Ordnung der Gedanken« (ebd.). Der Brief wird hier als schriftliches Kommunikationsmittel zugleich zum Ausdrucksmedium einer »sekundären Natürlichkeit«, das heißt, er wird zum »Abdruck« (Gellert 1989, 138) der natürlichen Ordnung der Gedanken seines Verfassers. So heißt es im »Preface« zu Richardsons *Clarissa*, die präsentierten Briefe seien »written while the hearts of the writers must be supposed to be wholly engaged in their subjects«.⁵ Dieses Konzept einer Briefkommunikation »written to the moment« verknüpft die Auffassung vom Brief als schriftliches Gespräch mit der Auffassung vom Brief als schriftliches Symptom. Der Brief wird zu einer quasi-physiognomischen Schriftspur, an der sich die Gemütsbewegung seines Verfassers beim Akt des Schreibens ablesen lässt. Die Paradoxie dieses empfindsamen Medienkonzepts besteht nicht nur darin, dass die »natürliche Sprache« im Medium der »künstlichen Schrift« zum Ausdruck kommt (vgl. Koschorke 1999, 309), sondern dass – etwa im Rahmen des Briefromans – die »natürliche Handschrift« in die »künstliche Druckschrift« überführt wird, ohne dass deswegen der Anspruch an die Schrift, als authentisches Ausdrucksmedium zu fungieren, aufgegeben würde.

4. Aufgrund ihrer körperlichen Verknüpfung mit dem Moment des Schreibens erscheint die Handschrift als »natürliche Schrift«, die – freilich erst vor dem Hintergrund der »künstlichen Druckschrift« – in eine gewisse Nähe zur Stimme als einem natürlichen, weil durch die Hand körperverbundenen, Ausdrucksmedium rückt. Umgekehrt erhält die Stimme, die sich ja nicht nur durch ihre mediale Mündlichkeit, sondern auch durch ihre flüchtige Momenthaftigkeit auszeichnet, einen konzeptionell schriftlichen Charakter, sobald sie durch die Möglichkeiten der phonographischen Aufzeichnung wiederholbar und speicherbar wird. Eine Auffassung, die von Friedrich Kittler nahegelegt (vgl. Kittler 1986, 72) und – zumindest teilweise – durch Rilkes Beschreibung eines selbst gebauten Phonographen gestützt wird, von dem ihm nicht nur die aufgezeichneten Klänge in Erinnerung blieben, sondern vor allem die auf der Wachs-

5 Samuel Richardson: *Clarissa or, the History of a Young Lady* [1748]. London/New York 1985, 35.

walze »eingeritzten Zeichen«.⁶ Hier wird also die phonographische Aufzeichnung als eine Art von Einschreibung begriffen, wodurch der Eindruck einer Interferenz von zwei phonographischen Aufschreibesystemen entsteht. Auch wenn man betonen muss, dass die Aufzeichnungstechnik des Phonographen eine grundlegende mediale Differenz zur Aufzeichnungstechnik der phonographischen Schrift aufweist, bleibt doch ein medienhistorisch relevanter Punkt, dass die Schrift um 1900 Konkurrenz von anderen Aufzeichnungstechniken bekommt, die – und hier zeigt sich die enorme Wirkung der Schrift als Leitmedium unserer Kultur – im Hinblick auf die Kopplung von Wiederholbarkeit und Speicherbarkeit ebenfalls Schriftcharakter haben.

5. Wenn man davon ausgeht, dass es erst in dem Moment sinnvoll ist, von »Medien« zu sprechen, in dem das Leitmedium Schrift Konkurrenz bekommt, dann muss man auch zugestehen, dass es nicht mehr sinnvoll ist, von Medien zu sprechen, sobald die Mediendifferenz im Zuge der »allgemeinen Digitalisierung« durch den Computer nivelliert wird (Kittler 1986, 8). Allgemein wird davon ausgegangen, dass das digitale Prinzip ein schriftliches ist. Der Computer impliziert eine bestimmte Schrifttechnik, bei der mit Hilfe der operativen Schrift der Programmiersprache alle möglichen Schriftsysteme simuliert werden können. Dabei bleibt die Maschinenschrift des Computers jedoch (und darin unterscheidet sie sich grundsätzlich von der Druckerpresse und von der Schreibmaschine) veränderbar, das heißt edierbar. Dergestalt erfährt die mediale Eigenschaft, die Schrift bis dato gekennzeichnet hat, nämlich die Eigenschaft der dauerhaften Speicherung, eine entscheidende Modulation: Die digitale Schrift ist wiederholbar, speicherbar und edierbar zugleich. Durch die Kopplung von Computer und Telefon ist es sogar möglich, nicht mehr nur die gesprochene, sondern auch die geschriebene Sprache als synchrones Kommunikationsmittel zu verwenden, wie das Phänomen des Online-Chat belegt (vgl. Wirth 2006).

6 Rainer Maria Rilke: Ur-Geräusch. In: Ders.: *Sämtliche Werke*. Hg. von Ernst Zinn/Simon Walter. Bd. 6: Malte Laurids Brigge. Prosa 1906–1926. Frankfurt a.M. 1966, 1085–1093, Zit. 1087.

Zu klären bleibt, welchen Status die elektronische Schrift hat, die mit dem Computer als einer Maschine aufkommt, die schreibt, indem sie rechnet. Handelt es sich hierbei um eine neue Art der rechnergestützten Verkörperung von Schrift oder aber um ein neues Schriftsystem, das auf einen binären Code rekurriert, mit dem sich alle möglichen Schriftarten (von mathematischen über alphabetische bis hin zu ideografischen Schriften) digital im sogenannten *Unicode* redefinieren und durch Programme steuern lassen; durch Programme, die – und das ist das eigentlich Revolutionäre – ebenfalls Schriftcharakter haben. Da im Rahmen des Computers die mediale Differenz zwischen Ton, Bild und Schrift durch die digitale Verarbeitungsweise nivelliert wird, ist das Aufzeichnen von Ton und Bild nicht mehr nur ›Schrift‹ in Anführungszeichen, sondern jede Form der digitalen Datenverarbeitung ist eine Umschrift, die auf dem Schriftprinzip des Programmierens beruht. Das Programmieren ist, wie man im Anschluss an Bolter und Bolz sagen könnte, das einzig »wahre digitale Schreiben« (Bolter 2005, 462; Bolz 1993, 223).

Natürlich lässt sich auch diese Auffassung kritisch hinterfragen. Die Rückführung aller medialen Verkörperungsformen auf ein digitales Prinzip, das als 1 und 0 darstellbar ist, macht nämlich mitunter vergessen, dass die Pointe unserer heutigen Computertechnik darin besteht, dass sie mit elektronischen Zuständen (nämlich ›An‹ und ›Aus‹) operiert. Nur wenn man bereit ist, diese Manifestationsform des digitalen Prinzips als Schrift aufzufassen, kann man behaupten, dass der Computer einem elektronischen Schriftprinzip zur universalen Geltung verhilft.

Literatur

- Assmann, Aleida: Exkarnation. Gedanken zur Grenze zwischen Körper und Schrift. In: Alois Müller/Jörg Huber (Hg.): *Raum und Verfahren*. Basel 1993, 133–155.
- Assmann, Aleida/Assmann, Jan: Schrift. In: Jan-Dirk Müller (Hg.): *Reallexikon der deutschen Literaturwissenschaft*. Bd. III. Berlin/New York 2003, 393–399.
- Assmann, Jan: *Das kulturelle Gedächtnis. Schrift, Erinnerung und politische Identität in frühen Hochkulturen*. München 1992.

- Barthes, Roland: Variation sur l'écriture [1973]. In: Ders.: *Œuvres complètes. Tome II: 1966–1973*. Hg. von Éric Marty. Paris 1994, 1535–1574.
- Bolter, Jay: Digitale Schrift. In: Gernot Grube/Werner Kogge/Sybille Krämer (Hg.): *Schrift. Kulturtechnik zwischen Auge, Hand und Maschine*. München 2005, 453–467.
- Bolz, Norbert: *Am Ende der Gutenberggalaxis. Die neuen Kommunikationsverhältnisse*. München 1993.
- Bühler, Karl: *Sprachtheorie* [1934]. Stuttgart/New York 1982.
- Coulmas, Florian: *Über Schrift*. Frankfurt a. M. 1982.
- Derrida, Jacques: *Grammatologie*. Frankfurt a. M. 1983.
- Derrida, Jacques: Signatur Ereignis Kontext. In: Ders.: *Limited Inc*. Wien 2001, 15–45.
- Giesecke, Michael: *Der Buchdruck in der frühen Neuzeit*. Frankfurt a. M. 1994.
- Gellert, Christian Fürchtegott: Briefe, nebst einer praktischen Abhandlung von dem guten Geschmacke in Briefen [1751]. In: Ders.: *Gesammelte Schriften. Kritische, kommentierte Ausgabe*. Hg. von Bernd Witte. Bd. 4: Roman. Briefsteller. Berlin/New York 1989, 107–152.
- Goody, Jack/Watt, Ian/Gough, Kathleen: *Entstehung und Folgen der Schriftkultur*. Frankfurt a. M. 1986.
- Haarmann, Harald: *Universalgeschichte der Schrift*. Frankfurt a. M. 1991.
- Jakobson, Roman: Suche nach dem Wesen der Sprache [1965]. In: Ders.: *Semiotik. Ausgewählte Texte 1919–1982*. Frankfurt a. M. 1988, 77–98.
- Koch, Peter/Oesterreicher, Wulf: Funktionale Aspekte der Schriftkultur. In: Hartmut Günther/Otto Ludwig (Hg.): *Schrift und Schriftlichkeit/Writing and Its Use. Ein interdisziplinäres Handbuch internationaler Forschung*. 1. Halbband. Berlin/New York 1994, 587–604.
- Koschorke, Albrecht: *Körperströme und Schriftverkehr. Mediologie des 18. Jahrhunderts*. München 1999.
- Krämer, Sybille: Operationsraum Schrift. Über einen Perspektivenwechsel bei der Betrachtung der Schrift. In: Gernot Grube/Werner Kogge/Sybille Krämer (Hg.): *Schrift. Kulturtechnik zwischen Auge, Hand und Maschine*. München 2005, 23–57.
- Krämer, Sybille (Hg.): *Von der Schrift zur Spur*. Frankfurt a. M. 2007.
- Kittler, Friedrich: *Grammophon, Film, Typewriter*. Berlin 1986.
- Lachmann, Renate: Kalligraphie, Arabeske, Phantasma. Zur Semantik der Schrift in Prosatexten des 19. Jahrhunderts. In: *Poetica* 29. Jg., 3/4 (1997), 455–498.
- Morison, Stanley: *Schrift, Inschrift, Druck*. Hamburg 1948.
- Platon: Phaidros. In: Ders.: *Sämtliche Werke*. Bd. 4. Hg.

von Walter F. Otto. Übers. von Friedrich Schleiermacher, mit der Stephanus-Numerierung. Reinbek bei Hamburg 1966.

Stein, Peter: *Schriftkultur. Eine Geschichte des Schreibens und Lesens*. Darmstadt 2006.

Wehde, Susanne: *Typographische Kultur. Eine zeichentheoretische und kulturgeschichtliche Studie zur Typographie und ihrer Entwicklung*. Tübingen 2000.

Wirth, Uwe: Chatten online. In: Peter Schlobinski (Hg.): *Von *hdl* bis *cul8r*. Sprache und Kommunikation in den neuen Medien*. Mannheim u. a. 2006, 118–132.

Wirth, Uwe: Zwischen genuiner und degenerierter Indexikalität: Eine Peircesche Perspektive auf Derridas und Freuds Spurbegriff. In: Krämer 2007, 55–81.

Uwe Wirth

7.2 Stimme, Performanz und Sprechkunst

Literatur als Augen- und als Ohrenpoesie

Dichtung ist keinesfalls in allen Kulturen und in allen Epochen Literatur, also schriftlich fixierter Text. Wir finden Dichtung auch in Gesellschaften, deren Gedächtnis vorwiegend oder ausschließlich durch orale Überlieferung gesichert wird, etwa in der griechischen Antike vor der Einführung der Schrift im 7. Jh., im europäischen Mittelalter oder in Teilen Afrikas noch im 20. Jh. Wie solche mündlichen Dichtungstraditionen verschriftlicht und damit literarisiert wurden, ist ein seit den 30er Jahren des 20. Jhs. diskutierter Forschungsgegenstand von Philologie, Anthropologie und Medienwissenschaften (vgl. Havelock 1986). Einmal eingeführt, übt die Schrift mit ihren Speichermöglichkeiten und spezifischen Darstellungsformen eine prägende Wirkung auf die Dichtung aus. Doch bedeutet dies nicht, dass sich damit der Bezug auf den mündlichen Vortrag löst. Es bleiben Übergänge und Wechselbeziehungen zwischen Mündlichkeit und Schriftlichkeit: sei es, dass die literarische Rede mit Rücksicht auf Vortrag und Vorlesen verfasst wird und die Unmittelbarkeit gesprochener Sprache in der Schrift fingiert, sei es, dass sie eigene Gattungen der Sprechkunst und literarischen Hörkunst hervorbringt, die auf eine auditive Rezeption zielen. Der Aufschwung literarischer Aufschreibssysteme seit 1800 durch die Expansion des Buchmarkts für schöne Literatur (vgl. Kittler 1985) hat das Interesse an einer ›Ohrenpoesie‹ nicht nur nicht obsolet gemacht, sondern vielmehr in Komplementarität zur visuell zu rezipierenden ›Augenpoesie‹ erst recht stimuliert.

Im Spätmittelalter und in der Frühen Neuzeit hatte sich die volkssprachige Dichtung in einem langen Prozess der Durchsetzung ihren Platz in den von der lateinischen Gelehrtenkultur besetzten Räumen der Literatur erobert (vgl. Kiening 1993, 131). Die Erfindung und Ausbreitung des Buchdrucks seit dem 15. Jh. stellte dann einen Wendepunkt im Verhältnis von Schriftlichkeit und Mündlichkeit dar. Von nun an wurde die individuelle Lesefähigkeit zur elementaren Voraussetzung für eine Teilnahme an der Kommunikation, die Zugang zu Bildung und Macht verschaffte. Schrift und Drucktechniken drängten in sämtliche Lebensbereiche vor, und der massenhafte Buchdruck ermöglichte gegenüber den älteren mündlichen Vortragsformen andere Arten der Rezeption, etwa das stille Lesen. Haben mündliche Darbietungsformen mit diesem epochalen Umbruch ihren konstitutiven Charakter für das literarische System verloren (vgl. ebd., 133)? Gegen diese Annahme sprechen mehrere Argumente: Zum einen werden auch in der Neuzeit durch Mündlichkeit charakterisierte und auf Mündlichkeit angewiesene literarische Formen gepflegt und sogar neu hervorgebracht, vom Meistersang übers Sprechtheater bis hin zur Lautpoesie; zum anderen bleibt die neuzeitliche Literatur bis weit in die Aufklärung hinein dem ›rhetorischen System‹ mit seinen aus dem mündlichen Vortrag abgeleiteten Normen des unmittelbaren Wirkungsbezugs auf das Publikum verpflichtet. Gewiss distanzieren sich die Aufklärer von der bisher dominierenden rhetorisch geprägten Sprechkultur und sehen im Lesen den Königsweg zur selbstständigen Urteilsbildung (vgl. Goetsch 1994, 11). Doch wer-